NEUE JUGEND

Vom Wollen und Streben junger katholischer Menschen

MONATLICHE BEILAGE

Nummer 5 | Mai (Maien) 1927 | 4. Jahrgang

„Wie schön blüht uns der Maien!"

Maria Maienkönigin

Seit Wochen schon hat sich die ganze Natur gerüstet. Unmerklich und still ist in Baum und Strauch der Lebenssaft emporgestiegen und hat Blättchen und Knospen sprießen lassen. Bescheiden lugten sie zuerst hervor. Aber bald prangte alles im grünen Gewande. Und nun kommen die Blüten.

Auch die Vöglein sind lebhaft geworden. Tag für Tag üben sie ihre Stimme, bis sie ihre alten Liedchen und noch neue dazu kunstgerecht beherrschen. Wie vor einem großen Fest das ganze Haus geputzt und gereinigt wird, bis alles hell und rein erglänzt, so steht die Natur am Vorabend des Maien da in frischer, keuscher Blüte, unberührt und Gott geweiht.

Nun kann der Königsmonat beginnen. Gott selbst schenkt auch dieses Jahr wieder den schönsten und liebsten Monat des Jahres, den Maien, Unserer Lieben Frau. Ihr soll er geweiht sein, mit seiner Freude, seinem Sonnenschein, mit seinen Blüten und munteren Gesang.

Und vor der Himmelskönigin, die jetzt, für einen Monat, Herrin der ganzen Welt, in ihr Reich einzieht, beugen sich die Blumenkelche, geben die Blüten ihren kostbarsten Duft her, singen und jauchzen die Vögel, vom kleinen Zaunkönig bis zum stolzen Pirol. Und alle zusammen begrüßen und feiern Unsere Liebe Frau und jubeln ihr entgegen: „Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen. O segne ihn, o Herrscherin, und uns zu deinen Füßen."

„Und uns zu deinen Füßen?" Wollen auch wir, wie die ganze Natur es uns vormacht, Maria den Maien weihen? Auch wir, die von morgens bis abends von der Arbeit müde geplagt werden und die oft so wenig von der Freude kennen, die die Natur der Himmelsherrin entgegenjubelt? Was können wir denn der Gottesmutter schenken, wir, die im Getriebe der Großstadt stehen, zwischen Häuserquadern und Maschinengerassel ihre Tage verbringen?

O, wir können sehr viel. Ihr wißt es alle und ein jeder weiß es im besonderen, was er der Gottesmutter verdankt an Gnade und Kraft in düstern, bittern Stunden des Lebens.

Schön ist es, wenn die reine, aber doch vernunftlose Natur den Maien zum Monat der Muttergottes macht. Aber wir können viel mehr. Uns hat Maria einen viel schöneren Maien geschenkt, den Maimonat unserer reinen Jugend, den Maien eines frohen, starken Christenlebens, den Maien in der Freundschaft mit dem Heiland. Das ist der geistliche Mai, das Leben in der Kindschaft Gottes. Sollten wir sie deshalb nicht preisen und lieben?

Unser Gruß zu ihr empor in der Maiandacht ist der glückliche Aufblick des Kindes zur Mutter, der Geretteten zu seiner Retterin, des kämpfenden zu seiner tröstenden und schützenden hohen Frau. Maria hat uns und aller ringenden katholischen Jugend den Maien frischen Glaubenlebens geschenkt, das auch blühen und wachsen kann in der rauchigen Großstadtluft und an dem Arbeitstisch der Werkstatt. Denn Gottes Gnadensonne scheint überall. Deshalb soll ein reiner und froher Mai unser Gegengeschenk an die Gottesmutter sein.

So grüßen wir sie und jubeln ihr zu mit der ganzen katholischen Jugend: „Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen. O, segne ihn, o Herrscherin, und uns zu deinen Füßen!" Ja, segne ihn, daß er deiner würdig werde!

Ich kannte einen Jungen. Er war nicht sehr fromm. Aber in der Maiandacht war er immer. Es zog ihn, wie er mir sagte, zu seiner himmlischen Mutter. Und wenn er bei ihr war, dann war das Sehnen in ihm gestillt. Wenn im stillen Kirchlein die Gebete zur Gottesmutter an sein Ohr hallen, wenn schließlich das Schlußlied zum Himmel emporstieg und er immer wieder danken und bitten konnte: „O Maria hilf", dann fühlte er sich geborgen in den Armen seiner Mutter.

Er blieb ihr treu. Und sie blieb seine Mutter.

Heinrich Reet.

Von den Sonnenstrahlen und der Maienkönigin

Kennst du die klaren, blauen Sonnentage? Wie wird es da gegen Mittag so seltsam still. Wie gebannt liegt das Land. Kein Hauch in der Luft, keine Bewegung, nur ein immerwährendes, feines Beben. Das zittert über dem schimmernden Korn und über der Fichtenschonung, den Weg scheint es auf- und abzulaufen und spielt über den Feldsteinen.

Ich bin die Mutter für alle!

Draußen segnet der Mai wieder Fluren und grünende Au,
Schmückt sie mit Blütengirlanden zu Ehren der lieblichsten Frau.
„Schönste der Mutter!" umjubelt sie jauchzend gläubiger Mund,
Duftige Gaben weiht ihr der Erde blühendes Rund.
Lieder voll heiliger Freude, wie nur die Lieb' sie erkor,
Steigen wie weiße Tauben zur lächelnden Jungfrau empor.
[illegible] zum Lohn:
„Ich bin die Mutter für alle durch meinen göttlichen Sohn!"

Rapunzel.

Weißt du aber auch, warum das so ist? Warum dort die Sonnenstrahlen zu tanzen und zu spielen scheinen in der tiefen Mittagsstille? Ich will es dir erzählen, wie es mir meine Mutter deutete vor vielen Jahren:

Als die Mutter Gottes einmal unterwegs war mit ihrem heiligen Kinde, auf einer müden Wanderschaft — vielleicht damals, als Sankt Josef mit den Seinen aus dem fernen Aegypten heimkehrte —, da hielten sie zur Mittagszeit ein wenig Rast. Am Wegrand setzten sie sich nieder, dicht an den wogenden Halmen des Korns. Vor lauter Müdigkeit und Mittagshitze schliefen sie beide ein, Mutter und Kind. Da wurde es ganz still. Der Wind legte sich, der Wald hörte auf zu rauschen und schwieg, und alle die Millionen Halme des Feldes standen unbeweglich, als beteten sie. Ganz still war Feld und Wald, um ihren Herrn und seine liebste Mutter nicht zu stören. Nur die Sonnenstrahlen, die brauchten nicht stillzuhalten. Die sind so fein und leise, daß sie niemand stören und auf so zarten, flinken Füßen eilen sie, daß man sie gar nicht hören kann. So durften sie allein in dieser ruhsamen Stunde dem Herrn und seiner Mutter dienen in einem heiligfrohen Spiel. Um die reinste Frau woben sie einen Heiligenschein von lauterem, blinkendem Sonnensilber, daß es flimmerte und gleißte weithin. Um das Kindlein führten sie einen Reigen in weichen, schwingenden Strahlen. Die Gräser, die Halme des Feldes, die Fichten und alles Getier schauten zu und freuten sich. Seither aber kommt immer an Sommertagen diese Stille und dieses Spiel der Sonnenstrahlen, gleichsam als ein Gedenken an jene heilige Stunde.

Hatte die Mutter nicht recht erzählt? Ich meine doch. Ist das Kind, das Maria auf dem Schoße trägt, nicht der Schöpfer der grünenden Erde und alles dessen, was sie trägt? Er hat den Halm gebaut und ihm seine Frucht gegeben. Er hat die Berge mit Wäldern bekleidet und das Licht ins Dasein gerufen. Dieses Sonnenlicht, das durch Welträume zu uns kommt, deren Entfernungen unsere Fassungskraft übersteigen. Dieses Sonnenlicht, dessen Strahlen so unberührbar fein sind, und das doch alles Leben auf unserer Erde weckt und erhält. Er hat es geschaffen, der das „Wort Gottes" heißt.

„Alles ist durch dieses gemacht und ohne dies ist nichts geworden, was geworden ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen."

Ja, ihn lobt die Schöpfung, den Maria auf dem Schoße trägt und mit dem Sohn preist sie die Mutter. Die Mutter, durch die Gott Mensch, das Wort Fleisch geworden ist, durch die der Schöpfer alles Lichtes, das wahre Licht, der Sohn Gottes zu den Menschen gekommen ist.

Siehst du nun, daß es einen tiefen Sinn hat, was die Mutter einst erzählte und was wir im Liede singen:

Maria, Himmelskönigin,
Dich will der Mai begrüßen.
Und uns zu deinen Füßen.

Erich Rommerskirch.

Die Mutter der Reinheit

Den Mut keusch zu sein, verliert nur der, der sich nicht ganz zur Lehre Christi und der Kirche bekennt. Christus und die Kirche weisen den jungen Menschen in seinem Kampfe um ein reines Leben hin zur Gottesmutter Maria. Nur der findet nicht mehr den Weg zur Kirche, zu Christus, der im Kampfe um die Reinheit den Weg nicht nahm zu Christi Mutter Maria und deshalb im Streite unterlag. „Zuerst verwerfen sie die Mutter, dann werden sie auch den Sohn verwerfen!"

Marienverehrung ist ein Urstück des Katholizismus. Das ist das Zeichen des jungen Katholiken, daß er bittet und betet zur Gottesmutter, von der allein er Hilfe hofft im bitterschweren Ringen um ein keusches Leben. Er weiß, daß rein sein wollen ohne Gebet zu Maria und ohne ihr Bild im Herzen zu tragen ein Unding ist. Von dem polnischen König Boleslaw wird erzählt, daß er das Bild seines Vaters auf der Brust trug, sich allzeit und allerorts seiner großen Taten und letzten Mahnungen zu erinnern. So sollte ein jeder junge Katholik das Bild der Gottesmutter im Herzen tragen. Dieses Bild muß er im Geiste anschauen, so oft die Schmutzflut der Großstadt in Schaufenster, Zeitschrift oder Mode ein unsittliches Bild an ihn heranträgt. Bei jedem unkeuschen Wort und Lied, das er hört, muß er vor diesem Bild ein stilles Gebet zur Gottesmutter sprechen.

Der junge Katholik, der in der Großstadt rein bleiben will, muß den Mut haben, in gewissem Sinne Martyrer zu sein. Die Gottesmutter Maria spricht in diesem Heldenkampfe mit den Worten der machabäischen Märtyrermutter zu ihm: „Ich bitte dich, mein Sohn, schau auf und betrachte Himmel und Erde und Alles, was in ihnen ist, und erkenne, daß Gott dies Alles aus Nichts gemacht hat. Darum fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern zeige dich würdig deiner Brüder und nimm den Tod an, damit ich dich einst mit deinen Brüdern im ewigen Leben wiederfinde!"

O. Fr.

Consolatrix afflictorum

(Trösterin der Betrübten.)

Von Maria Grote.

Draußen im Niederrheinischen, hart an der holländischen Grenze, liegt ein berühmter und vielbesuchter Wallfahrtsort. Mit einem wunderwirkenden Marienbild. Eingemauert in einem kleinen Kapellchen, mitten auf einem großen Platz. Kir-

chen und ein Knabenkonvikt umfrieden es. Und davor alte morsche und durch Jahrhunderte träumende Bänke. Von kühlen Linden umschattet. Kevelaer!

Wer hat je diesen Ort besucht, ohne von tiefen, heiligen Schauern umgeben zu sein? Ehrfurcht und Frömmigkeit begleiten den Pilger. Weich und lind, zart und behutsam hat die Trösterin der Betrübten ungezählten Hilfesuchenden über die Stirn gestrichen, hat die inbrünstigen, flehenden Gebete um Erhörung zum Throne Gottes getragen, hat all' das Leid und alle Not in ihre muttergütigen Hände genommen und ist durch ihre Hilfe die Helferin und Trösterin der Christen geworden.

Mit starkem Glauben kommen Tausende zu ihr. Mit unwandelbarer Treue und Liebe grüßen sie die Hehre, die Hohe und Gütige.

Nach langer Zeit brachte mich der Zug auch wieder zu dem Gnadenort. Mittenheraus aus dem Weltstadtgetriebe nach dem urkatholischen Kevelaer.

Ermüdet, total erschöpft, sah ich Scharen von Pilgern diese gottbegnadete Stadt betreten, sah das heilige Feuer und das selige Erbeben und Ahnen in ihren Augen glühen, glaubte den Puls- und Herzschlag so vieler, vieler Pilger zu hören. Die „Consolatrix afflictorum" war es ja, die ermutigt und gekräftigt hat, auszuhalten, durchzuhalten, auch wenn das Leben noch so schwer wäre. Noch voll Schatten. — Ich stand am Kapellenplatz. Zu allen Seiten sah ich bewegte, leidvolle Gesichter. Hoch und hehr grüßte die Mutter Gottes aus dem Bilde. Hunderte von sehnsuchtsvollen Augen waren auf ihr gütiges Antlitz gerichtet. Aus der Ferne kam ein markiger Gesang: „Viel Deiner Schäflein sind nun gekommen, die großen, mutigen Pilgerscharen; alles Leid, allen Kummer wollen sie ausweinen zu Füßen der Trösterin der Betrübten.

O, dieser alte, traute, von rauschenden Bäumen umgebene Kapellenplatz, wieviel mag er erlebt haben, wieviel gesehen haben. Mit blutigen Tränen ist vielleicht die Erde getränkt; mit Freudentränen vermischt worden.

Ach, das trauliche Marienbild! Darüber verheißende Worte. In großen Goldlettern „Consolatrix afflictorum". Altehrwürdig. Vollbehängt mit Rosenkränzen. Mit silbernen Herzen. Eisernen Kreuzen. W 1914. Deutlich sichtbar. All derjenigen, denen Hilfe zuteil wurde.

Ich schloß mich dem fremden Pilgerzug an. Aus innerem Müssen. Und alles Leid und alle Not und und Brüdern zusammen. Wir gingen den wunderbaren Kreuzweg. Durch eine grüne Allee. An einem ruhig träumenden Friedhof vorbei. Vierzehn gedankenvolle Stationen hindurch. Gingen ihn in schmerzlicher Erinnerung an den unendlichen qualvollen Leidensweg der Gottesmutter. Mit ihrem dornengekrönten Sohn. Mit dem von Rutenstreichen Mißhandelten. Zum Kreuzestod Verurteilten! Bei dem sie die Schmach bis auf den letzten Tropfen auskosten mußte.

O, dieser Gnadenort. Dieser Ort der erquickendsten Ruhe. Weite Zugstrecken und Wegestrecken sind sie gekommen, die glaubensvolle Pilger, um in der wunderbaren Nähe der Gottesmutter getröstet zu werden. Fester zu erstarken! Zu lieben! Zu glauben! Zu hoffen! Neuem Leben entgegen!

Ein ganz feines, zartes Stimmlein kletterte an mir empor. Stand neben mir und schaute kinderfroh in die Augen der gläubigen Mutter! „Mutterl, Mutterl, o wie schön, so schön!" Mitten hinein in die große Stille.

Ein vibrierend zitterndes Glöcklein durcheilt die Luft. Das Aveglöcklein. Ave, Ave Maria! Und dann ein wunderbares Erleben. Markdurchdringender Gesang; wie ein Orkan aus tausend Kehlen der Muttergottes von Kevelaer dargebracht: „Stille die Wellen, still der Wind. Glockengeläute weich und mild. Horch, wie es rufet. Horch! wie es rufet über's Meer: Ave, Ave, Ave Maria!"

Das Lied, das meine rheinischen Landsleute beim Uebersetzen des Rheines zur Wallfahrt nach Kevelaer sangen. Morgens fünf Uhr. Mit Pechfackeln!

Wieder das dünne feine Stimmchen: „Wie schön, Mutterl, wie schön!"

Die alten Baumkronen rauschen von so vielen solcher erhabenen Feierstunden. Die so herzerquickend und voll unendlicher Ruhe begleitet waren. Und sind. Und immer sein werden. Solange Kultur herrscht.

Ergebene, schlichte Dienerinnen Marias. Zu einer Gruppe von sechs bis acht jungen Mädchen.

Einer entfernten Kongregation eines kleinen Städtchens am Rhein. Mit einem Schild! „Maria, zu Dir kommen wir. Gnad' und Hilf' begehren wir!" So etwas ganz Selbstverständliches. Sie kommen von den Ufern des Rheines zur Himmelskönigin im Gnadenbild. Und begehren Hilfe und Gnade und Segen. Eine aus ihnen, ein blondes blauäugiges und blauweißes Band tragendes Marienkind. Ruhige, weltferne Züge, die so innerlich gereift erscheinen. Vorbeterin und Vorsängerin. Nach kurzem Gruß der Königin der Jungfrau stimmt sie das ewigalte, ewigneue Marienlied an: „O Maria, Gnadenvolle!" Die anderen Jungfrauen singen es rein und hell mit, und auf einmal erschallt auf dem trauten Kapellenplatz ein berauschender Ritus, ein himmelstürmendes Flehen: „Blicke huldvoll auf uns nieder. Die wir kindlich Dir vertrau'n." Wer sang es mit? So impulsiv. So stark. So flehentlich? Ich weiß es nicht. Einer aus der Pilgerschar wird es nur so mitgesungen haben. Und dann war auf einmal im Uebermaße der Andacht und des Vertrauens der große Chor da.

Marienblümchen

Maria sitzt auf der Frühlingsau.
Die Gräser stehen noch im Tau.
Ihr Himmelskind sich bückt und bückt
und schlanke Marienblümchen pflückt,
legt sie der Mutter in den Schoß,
die blickt so heiter und sorgenlos.
Sie macht ein Kränzchen wunderfein
aus den goldenen Sternchen mit silbernem Schein,
setzt es dem Jesusknaben auf.
Drei lichte Tränen fallen darauf.
Der Rand der Blümchen scheint blutigrot.
Die Mutter denkt an des Kindes Tod.

J. F. Koch.

Gute Männeraugen, rauhe Männerstimmen, verarbeitete Männerhände sah ich zur Gottesmutter erhoben; von Leid und jahrelangen Entbehrungen durch Krieg und Geldentwertung, abgehärmte Frauen; in der Vollkraft der Jugend strotzende, blühende Burschen; in demutvollem, großem Verstehen fromme christliche Jungfrauen — sie alle, alle kamen zur Consolatrix afflictorum.

Eine habe ich gekannt. Ein altes Mütterchen. Fünfundsiebzigjährig. Blind vom Weinen. Sie mußte geführt werden. Die Fünfundsiebzigjährige ging bereits fünfundzwanzig Jahre zu Fuß von irgendeinem Städtchen am Rhein; um Buße zu tun für ihren Sohn, der einer der bekanntesten und gefürchtetsten Raubmörder war. Bis die irdische Gerechtigkeit ihn unschädlich machte. „Grüßt meine arme, arme alte Mutter" sollen seine letzten Worte vor dem Wege zum Schaffott gewesen sein. Und seine arme alte Mutter riß sich ihre Füße blutig. [illegible] Schon Fünfundzwanzig Jahre. Und immer drei Tage zu Fuß. Zuletzt ging sie mit ihrem Silberkränzchen. Für ein Vierteljahrhundert Treue. Nun erlebt sie Kevelaer nicht mehr. Das Grau des Lebens hat sie in ein leuchtendes Meer von Sonne gebettet.

O, wenn die alten Kronen der Lindenbäume auf dem Kapellenplatz erzählen könnten, wieviel Schuld, Gnade und Sühne sie Jahrhunderte hindurch gesehen hätten. Und doch rauschen die umschatteten Bäume ihr Lied solchen zu, die verstehen, wie schwer der Kampf im Leben ist. Das war ein Erlebnis seltener Art in dem Gnadenort im Niederrheinischen. In dem kleinen Gnadenort gibt es keine breiten asphaltierten Straßen wie hier. Nur holprige, bepflasterte. Und die sollen ja mitten hinein führen in den Himmel. Die breiten Straßen bringen so leicht Tod und Verderben der Seele und des Leibes — die kleinen engen Straßen und Gassen aber führen zum Throne Gottes und zu seiner gütigen Mutter.

Ein Maienbuch

Viel Feines ist schon für den Maimonat zu Ehren der Maienkönigin geschrieben worden. Aber es ist doch nicht alles gleich gut und schön. Deshalb möchte ich auf ein Büchlein aufmerksam machen, das kürzlich erschienen ist und mir besonders gut gefallen hat, und zwar sowohl wegen seines äußeren Gewandes als auch wegen seines Inhaltes. Es trägt den Titel: Sei alle Tag' gegrüßet! Ein Maienbüchlein von P. Wunibald Kellner O. S. B. (Missionsverlag St. Ottilien, Oberbayern.) Es enthält für jeden Tag des Maimonds eine kurze, feine Betrachtung über einen Zug aus dem Leben der Gottesmutter, so daß wir am Schlusse betrachtend und betend durch ihr ganzes Leben gewandert sind. Das Buch eignet sich sehr zum Vorlesen bei gemeinsamer Maiandacht. Besonders aber wünsche ich es in die Hand eines Jeden, der aus irgend einem Grunde nicht an den Maiandachten teilnehmen kann und doch keinen Tag des Marienmonds vorübergehen lassen möchte, ohne seiner Königin ein stilles Viertelstündchen zu weihen. Damit ihr die Anlage und den Geist des Büchleins kennen lernt, bringe ich hier die Betrachtung eines Tages:

27. Tag.

Die Königin der Apostel.

Wie beschämt mögen die Apostel zu Maria gekommen sein, als kein Zweifel mehr bestand, daß der Heiland auferstanden ist. Sie hatten ihn ja alle so schnell aufgegeben, als Gefahr drohte. Und jetzt, jeder Tag brachte neue Kunde, daß Jesus einem seiner Lieben erschien. Maria nahm sie alle liebevoll auf, hielt sie zusammen und tröstete sie. Sie wollte kein Wort des Vorwurfes sprechen. Ein Versprechen ihres Kindes war noch nicht in Erfüllung gegangen. Sie hatte alle Worte treu in ihrem Herzen verwahrt. Jetzt galt es noch des Heilandes vollendete Verheißung von der Sendung des Heiligen Geistes zu erwarten. Gerne horchten jetzt die Apostel auf die Worte der Mutter ihres Meisters. Konnten sie nicht in etwa sühnen, was sie an Kleinmut und Feigheit ihrem Kinde angetan? Maria hatte ein leichtes Lehren und Mahnen in diesen Tagen der Reue, Sühne und demütigen Erwartung. Königinmutter, du hälst gleichsam das Szepter der neugegründeten Kirche, bis in der Kraft des Heiligen Geistes, der erstarkt ist, dem dein göttliches Kind die Leitung seiner Kirche zugedacht hat. Jungfrau und Mutter Maria, mitten unter den Männern, die berufen sind, die von deinem Kinde gegründete Kirche zu leiten und auszubreiten, wie hälst du es für so notwendig, mit diesen Vertrauensleuten deines Kindes viel zu beten, daß sie die verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen könnten. Du lehrst uns da, daß auch wir viel für die Bischöfe und Priester beten sollten, um ihnen die notwendigen Gnaden ihres Amtes zu erflehen.

Maria hat auch diesmal nicht umsonst gebetet und gewartet. Wie in heilige Feuersglut getaucht, flammen glühende Zungen auf die heilige Versammlung und wie der Sturmwind um die heiligen Räume saust und viel fremdes Volk sich zusammenfindet, da stehen die eben noch so kleinmütigen Männer auf und fangen an zu reden von dem, den sie vor ein paar Wochen verleugnet, verlassen, verloren hatten. Da glänzt das Auge der Gottesmutter. Sie schaut dankbar auf Petrus, der eben in sieghafter Begeisterung der großen Menge ein Wort des königlichen Sängers David zuruft: „Ich sehe immerdar den Herrn vor meinen Augen, denn er ist mir zur Rechten, daß ich nicht wanke; deshalb freut sich mein Herz und frohlockt meine Zunge." (Apsg. 2, 25—27.)

Maria, du Braut des Heiligen Geistes, wie wunderbar hat dein göttlicher Bräutigam dein Beten gehört und erfüllt, was dein Kind den Menschen versprochen hat! Sei und bleib die Königin und Mutter aller Priester, Missionare und auch der Jünglinge, die sich auf dem Weg zu diesem Heiligtume befinden! Du durftest die Mutter des ewigen hohen Priesters sein, sei die Patronin der Priesterseminarien und Priesterberufe und halte sorgsam alle Gefahren von den so begnadeten Seelen ab! Königin der Apostel, bleibe bei den ausziehenden Missionären und bete mit ihnen, wenn ihnen die einsame Arbeit im fremden Heidenlande schwer fällt!

Amen.

Das steinerne Herz

Legende von Henriette Brey.

Aus dem Werk „Unser Heimgarten", ein Mädchenbuch von Magdalena Atantis. Mit 8 Kunstdruckbeilagen und 2 Bildern in Vierfarbendruck. 240 Seiten. Halbleinen (Geschenkausstattung). 6.50 S., 4.— R.M. Marianischer Verlag, Innsbruck.

Weit dehnte sich die Landstraße. Eine Stunde und noch eine Stunde ging die Wallerin. Allgemach ward sie müde. Und da winkte ein Heiligenhäuschen zur Rast. Es stand am Wegrande unter weitschirmenden Kiefern, die, gleichwie das Kapellchen, in weiße Pelze gehüllt, fröstelnd dastanden. Vom überstehenden Dache hingen lange Eiszapfen und Zapfen herab, wie eine zerissene, wunderlich geformte Glasspitze! Ein buntgemaltes Marienbild schaute durch das Gitter mit Mutterblick auf das schweigende Menschenkind.

Gisela trat an das Gitter. „Ave Maria, salve Regina!" grüßte sie unter dem Zwang frommer Gewohnheit — und fühlte wieder die lastende Schwere in der Brust, wie jedesmal, wenn ein Madonnenbild sie anblickte. Sie schüttelte wie abwehrend den Kopf, stand eine Weile steif da — und setzte sich zum Ausruhen auf die Kniebank, mit dem Rücken zum Bilde hin.

Ueber ihr schrillte plötzlich ein heiserer Vogelschrei. Ein Habicht war auf ein kleines Vöglein herabgestoßen, das nun blutend vor ihre Füße fiel, mit den Flügeln schlug, noch einmal zuckte, und dann still lag . . . Gelassen sah das junge Mädchen dem zu. Keine Regung des Mitleids glomm in ihr auf — so, als sei ihr Herz von Stein.

Ja, die blonde Gisela trug ein steinernes Herz in der Brust . . .

Einst war es nicht steinern gewesen — o nein, da war es ein warmschlagendes Menschenherz, weich und linde, voll blutstromheißen Lebens! Das pochte so stürmisch bei Glück und Weh, das schlug für alle Geschöpfe in Liebe, das litt um andere so brennende Schmerzen, so herztiefes Weh!

Gisela hatte ihre reiche Frauengüte ausgeschüttet über alle, die weinten, die litten und rangen: über die Kranken, die Gebeugten, die Einsamen und Alten, über die verlassenen Kinder. Groß war der Kreis derer, denen sie Gutes tat.

Aber während sie selbst Sonnenschein in das Leben anderer trug, wurde ihr eigenes Leben von Gram und Trauer verdüstert. Es kam über sie Leid ohne Maßen. Sie mußte alle hergeben, die sie liebte. Unter Qualen sah sie die geliebten Eltern hinsiechen, sie verlor durch den Tod und durch das Leben ihre Blutnächsten, ihre liebsten Freunde. Sie mußte hergeben, was ihr Leben reich und schön machte!

Ihr armes Herz bäumte sich auf unter der Wucht all der Schläge, die es trafen. Es schrie nach Liebe und Glück, es weinte nächtens vor dem Bilde der Madonna um Trost und Frieden.

„Mutter, hilf mir tragen! Auch du hast gelitten, wie nur je ein Frauenherz! Maria, siehe mein Herz blutet aus vielen Wunden! Wenn du sie nicht heilen kannst, so gib mir Kraft, daß ich nicht verblute!"

Rätselhaft hatten Marias Augen das zerbrochene Menschenkind angeschaut. Wußte sie, daß die Schmerzensschale noch nicht bis zu Grunde geleert war?

Es kam der härteste Schlag, der Giselas weichem Herzen die allertiefste Wunde schlug: die Liebe verriet sie, die Treue betrog sie!

Da brachen ihre letzten Stützen, da verströmte ihr Herzblut. Nacht und Verzweiflung umgeisterten sie.

In ihrem Jammer lag sie hingeworfen.

„O, nichts mehr fühlen müssen! . . . Sterben können! Sterben! . . . Oder ein Herz von Stein haben, das nicht mehr zuckt in blutendem Weh! . . . Maria, Mutter — ja, ein steinernes Herz — ein steinernes Herz! — — Ich kann nicht mehr leben mit dieser Wunde! Erbarme Dich . . ."

Besinnungslos sank sie mit der Stirn gegen die Füße des Marienbildes. — —

Gisela erwachte, als die Sonne in breiter Strahlenbahn ins Gemach flutete und ihr Goldhaar umwob. Sie richtete sich auf mit schweren Gliedern und strich verwirrt die gelösten Flechten zurück.

Was war geschehen, warum lag sie da?

Ihr Blick fiel auf ein Briefblatt und auf ein goldenes Ringlein . . .

Sie las die Worte, die aus dem Briefe zischten von Untreue und Heuchelei und krasser Selbstsucht. Sie suchte in ihrem Denken . . .

Galt das ihr? Ging das sie an?

Es mußte wohl sein, denn ihr Name stand darin.

Sie nickte. Gut also, das Band war zerissen! Was kümmerte sie dieser Unwürdige? — —

Seltsam nur, daß es kein bißchen weh tat, daß ihr Herz nicht aufzuckte! Als sei es von Stein . . .

Unwillkürlich blickte sie zum Bild der Madonna hin — und da wußte sie plötzlich: sie hatte Maria um ein steinernes Herz gebeten! Und Maria hatte gütig ihre Bitte erhört!

Mit gefalteten Händen kniete das Mädchen nieder. Maria, Dir sei Dank! Nun kann Glück und Leid mein Herz nicht mehr aufstören. Nun kann ich in Ruhe Gott und Dir und den andern dienen!"

Wehmütig blicken der Mutter Augen herab. „Ist steinerne Ruhe noch Leben?" schienen sie sie zu fragen.

Das Mädchen ging in ihren Garten, um die balsamische Luft zu genießen. Der stand im weißen Frühlingsblust, denn es war Lenz geworden. Doch umsonst sangen die Vögel in den Blütenzweigen, umsonst hauchten die Blumen süße Düfte zu ihr empor, umsonst lächelten Marienglocken, Aurikelsterne, Maßliebblumen und Marienkelche sie an, sie achtete ihrer nicht. Sie blies das Marienkäferchen, das auf ihre Hand schwirrte, herunter und scheuchte die weißen Tauben, die sie umflügelten. Denn ihr steinernes Herz, das keinen Schmerz mehr fühlte, war auch unempfindlich geworden für die Freuden, für die zarten Liebkosungen von Blumen und Tierlein und Sonnengeflimmer. —

Verwundert stand sie vor einer blühenden Staude, die der Volksmund „Tränen im Herzen" hieß. An sanftgebogenen Stengeln hingen wie Glocken die blaßroten Herzen, aus deren jedem ein weißes Tränenpaar niederweinte.

Warum weinten die Herzen? Gisela fühlte, sie konnte nicht mehr weinen.

Gisela begann wieder ihr alltägliches Tun — als sei nichts geschehen, als sei der zermalmende Schmerz nicht wie ein lohender Blitz über sie gefahren. Denn sie hatte alles vergessen und war zufrieden und ruhig im Ablauf der täglichen Pflichten.

Sie tat wie früher den Armen und Verlassenen Gutes. Sie half jedem, der mit bittend ausgestreckter Hand zu ihr trat. Nur war von ihrem Gesicht das Lächeln geschwunden, das einst jede Gabe doppelt köstlich gemacht hatte. Eine steinerne Gleichgültigkeit lag jetzt darauf. Und als einmal ein altes Weiblein wie ehemals trostsuchend seine Klagelitanei anstimmte und seine oft erzählte Leidensgeschichte arglos von neuem beginnen wollte, da wies das Mädchen die Alte zurück — nicht böse, aber kalt.

Bestürzt sah das Weiblein sein verändertes Fräulein Gisela an und schlich weinend fort. Und kam nicht wieder!

Es geschah aber, daß bald auch die Kinder, die sie betreute, ihre Lieblinge, in ihrer Gegenwart verstummten, kein Lachen mehr wagten und scheu vor ihr zurückwichen. Auch das ärmste Kind, auch der wildeste Straßenjunge fühlte in seiner Kindesseele das Fremde, das von Fräulein Gisela ausging — fühlte, daß keine Liebe mehr bei den Wohltaten war.

Vor der Kälte, die von ihr ausging, verkrochen sich die liebebedürftigen Kinderseelchen.

O Domina mea

O Domina mea, o Mutter mein,
Viel Kerzen stehen vor deinem Schrein,
Viel duftende Blumen blühen und prangen,
Dein Bild in Helle und Duft zu umfangen
O Domina mea!

O Domina mea, o Mutter mein,
Ein brennend Licht möchte ich dir weihn,
Es soll dich in Rosen grüßend ehren. —
Es soll vor allem Dunklen wehren.
O Domina mea!

O Domina mea, o Mutter mein,
Laß meine Liebe dies Lichtlein sein.
Laß meine Opfer zu Rosen werden
Und nimm sie zu dir von dieser Erden.
O Domina mea!

Albertine Mäuser.

So stand Gisela zuletzt mit leeren Händen, vereinsamt und gemieden. Sie fühlte keinen Schmerz darob, nur die Leere völliger Tatenlosigkeit. Keiner brauchte sie, keiner fragte nach ihr.

Da verließ sie ihr Heim und wanderte in die Welt, um für ihre leeren Tage einen Lebensinhalt zu suchen.

Sie trug ihr steinernes Herz durch die Lande — und wußte nicht, wie arm sie war! Denn arm ist, wer des Leides heilige Mission verkannt hat! Arm ist der, den die Schmerzen des Lebens so hart gehämmert haben, daß er um niemand mehr Liebe und Leid trägt!

Wanderfrühling

Von Alfred Petto.

Nun springt der Frühling mit beiden Füßen ins Herz und weckt das Blut, das unruhige Tröpflein Urväterwanderblut, das unwiderstehlich in die blauen Weiten der Welt hinaus begehrt und verlangt.

Das Leben ist zu reich, zu bunt, und die Welt so groß und schauenswert. Und die Zeit gar kurz, die uns auf Erden vergönnt ist. Schnür dein Ränzel und nimm den Boden unter die Füße, du junger, stürmender, drängender Gesell, schau dir die Welt an und die Wunder, die der Frühling dir schenkt! —

Denn im kühlen, heimlichen Grund der deutschen Wälder schlagen noch immer die Nachtigallen, klingt der Jubel aus tausend frohen Vogelkehlen, auf den Fluren und Wiesen duftet das gesegnete Land, blüht der Malkasten des Frühlings in tausend betörenden Farben.

Und Städte gibt es in alter Pracht, deren Türme und Domkuppeln feierlich zum weiten klaren Himmel ragen, und Städtlein mit hochgiebligen Gassen, Trippelgäßlein und verstaubter Vorväterhistorie. — Dörflein und Weiler hinter blauen Bergen und finsteren Wäldern, mitten in blühender Bäume Schmuck, von Hühnergegacker und Hähnegekrähe eingewiegt. Und Burgen mit moosigen, bröckelnden Wonnen, Türmen und Zinnen auf ragender Höhe, verwilderte Schlösser, die ihre uralten Träume von Wunder und Pracht wie Kinder tief drinnen im grünen Efeuversteck verträumen.

Flüsse, über denen sich Brücken, in denen sich rote Dächer spiegeln, Bächlein und Springquellen, die silberhell glucksen und gurgeln.

Und die tausend und abertausend Straßen und Stege, die bergauf, bergab, durch versonnte Ebenen am duftenden Kornfeld vorbei wandern, die weichen Polsterwege der dunklen Tannenwälder, die rauhen, steinigen Bergpfade in frischer Bergesluft, durch der Städte Reichtum und Würde und durch der Dörfer stille Verträumtheit und Glockenklang.

Und die Millionen Sterne flimmern noch immer am Himmel über den Menschen mit ihrer Sehnsucht und Lust, ihrer Freude und Qual. Wenn im Garten die ersten Blumen sprießen und Knospen springen, wenn die linde Frühlingsluft durch das geöffnete Fenster hereinstreichelt und die Vögel in den Ästen flagen, — dann erwacht die alte Frühlingswanderlust, die bangfroh hinausjagende, hinausfühlende, in die Weiten der Welt.

Die immer gleiche, immer dieselbe . . .

Die neue Laute

Ein klingendes Lenzfahrterlebnis.

Bleigrau dämmert des Tages erster Schein. Still ziehen vier Wanderer aus dem schlafenden Dörflein. Zwei Stunden Fußmarsch zur Bahn. Durch Feld und Wald, wo die Lerchen schon jubeln und Amseln und Goldhähne flöten, durch schlafende Dörfer und träumende Gassen ziehen wir dem Lenz entgegen. Am Bahnhof warten wir noch. Doch da kommt schon das Dampfroß angefaucht. Zu unserm fünften Fahrtgesellen steigen wir ein. Die Laute gestimmt — und schon flattert ein Liedlein aus fünf lenzfrohen Herzen. Noch zwei Leutchen sind im Abteil. Die machen böse Gesichter. Scheinen auch nicht gerade liebenswürdig zueinander zu sein. Sollen wir es wagen, weiter zu singen? Ach was, wir probieren es! Und noch viel singen wir. Vom Winter, der vergangen — vom kommenden Lenz — vom Blümlein auf der Auen — vom Spielmann — vom Jägerlein — und wie sie alle heißen, die vielen, feinen Liedlein, die wir alle so gern leiden mögen. Endlich heißt es aussteigen. Auch unsere beiden Reisegefährten scheinen am Ziel zu sein. Und plötzlich sagt die Frau zu uns: „O kommt doch auch mal zu uns nach S. und singt uns wieder eure schönen Lieder." Und der Mann, der erst so finster geäugt, findet sogar ein Scherzwort für seine Frau. Und wieder hebt sie an: „Könnte ich doch mit euch gehen!" So viel Verlangen nach Freude lag darin. Gern hätten wir ihnen noch ein Stündlein gesungen, aber weiter wandern hieß es für uns. Noch lockte ein weiter Weg. So ging es denn mit leichtem Schritt in den lachenden Morgen hinein. Eine Stunde an der rauschenden Saar entlang, rechts und links von schroffen Bergen umpackt. Und wir singen mit Lerchen und Amseln um die Wette. Im nächsten Dorf hörten wir die heilige Messe. Dann ging es im leichten Kahn über die ungeduldig wellenden Fluten der Saar. Unser Weg soll nun über die Höhen führen. Durch ein enges Tal, in dem ein kleiner Bach sein bergklares Wasser rauschend und schäumend über Steingeröll und Felsblöcke der Saar entgegen wirft, steigen wir höhwärts. Langsam — unmerklich höhwärts. Ganz oben sehen wir den Höhenweg, den zu erreichen unser Wunsch ist. Wir laufen aber unserm Ziel davon. Endlich haben wir es satt. Ein Anlauf, 1, 2, 3 — und fünf paar Beine strampeln und straucheln den steilen Hang hinauf. Schon bald ist das Tempo sehr mäßig. Eine unfreiwillige Rutschpartie läßt einige wieder ihr Heil von neuem versuchen. Pustend, stöhnend, keuchend erreichen wir endlich die erste Etage. Noch zwei — und wir sind auf dem richtigen Weg. Der Rucksack muß helfen, die verbrauchten Kräfte zu ersetzen. Dann geht es weiter. Dem Auge erschließt sich nun ein herrlicher Blick ins Saartal und auf die klüftigen Höhen gegenüber. Das dauert so eine Weise, da fangen zwei von uns, die Neulinge im Wandern sind, an zu bummeln. 11 Uhr ist's schon; um 12 wollen wir am Ziel sein, und es sind bis dahin noch gut drei Stunden, wie man mir geweissagt. Unsere Restbäckchen aber sind „so müd". Da ist guter Rat teuer. Im ersten Dorf fragen wir nach dem „nächsten" Weg. Den zeigt man uns. Und nun geht's los. Klettern auf steilen, schmalen Felszackenpfaden. Immer höher! Drei von uns machen auf halbem Wege schlapp. Die zwei Lauftüchtigen warten auf der Höhe. Der Abstieg ist wohl noch beschwerlicher. Im Tal unten rinnt ein kaltes Wässerlein. Ich habe Lust, meine Füße reinzustecken von wegen einer Blase, die ich mir tags zuvor gelaufen. Doch die andern drängen. 2 Uhr ist längst vorbei, aber das Ziel noch weit. Wieder geht's über Wacken und Baumwurzeln in die Höhe. Ich muß Ziehesel spielen. Alles ist ziemlich stumm. Ich glaube, daß die Gedanken der „Neuen" sich in nicht gerade liebenswürdiger Weise mit mir, dem Urheber dieser „Himmelfahrt", beschäftigen. Doch hat alles einmal ein Ende. So erreichen wir auch diese Höhe. Wieder fragen wir nach dem „nächsten" Weg. „Höhenweg zwei Stunden, Talweg fünfviertel." Resultat — einstimmig Talweg! Also wieder hinab! Da wir nun im Tal weiterwandern, fährt das Züglein, das uns wieder in die liebe Heimat tragen sollte, schon pustend stromaufwärts. Und wir sind nicht am Ziel. — Sehnsüchtige Blicke fliegen dem Zug mit etlichen Stoßseufzern nach. Das Rauschen der Saar schien schon mehr spöttisches Kichern zu sein. Doch ich hab' noch immer „Führung" trotz der „Blase". Und zu ein paar Liedern kann ich meine Getreuen auch wieder bewegen. Da geht's schon besser. — Endlich, mit „bloß" fünf Stunden Verspätung, sind wir an unserem Ziel: Krankenhaus in S. Eine von uns, die dort war, führt uns gleich auf ihr Zimmer. Und schon liegt alles auf Stuhl und Sessel. Ich aber schau mich um . . . . Da liegt sie ja, die neue Laute, um derentwillen all diese Pein ausgestanden ward. Und wie fein ist sie! Die andern futtern. Ich denk nicht daran. — — Schon bald huschen wir wieder durch den dämmrigen Flur. Eine Tür öffnet sich — wir treten ein. Ein paar alte Leute liegen da. Müde — — stumpf — —. Mir ist aber, als sei ein Stücklein Lenzlicht mit uns hereingehuscht. Noch ein paar alte Jungfern kommen verstohlen herein. — Leise stimmen wir an: „Meerstern ich dich grüße —" Und die neue Laute singt mit — ihr erstes Lied der Muttergottes! — — „Maria, hilf uns allen aus dieser tiefen Not." Einige von den alten, einsamen Leutchen schämen sich nicht der Tränen, die in den matten Augen perlen. — — „16 Jahre lieg ich nun hier — dies ist das erste Lied, das ich in der Zeit hier hörte!" — — Und wir singen. Ernstes und Heiteres. — Und stillwehmütige Freude huscht von Bett zu Bett und läßt alte, müde Augen aufleuchten — vielleicht zum ersten Mal seit langer Zeit. — Die diensttuende Schwester hat uns eine Stärkung bereitet. Nur ungern folgen wir ihr. Doch sie tut's nicht anders. — — Da schaut eine auf die Uhr — — Himmel! — in einer Viertelstunde müssen wir weg! Nat-

los beinahe wie neu. Ich hab' einen Vorschlag — aber auch schon sowieso auf dem Kerbholz heute, doch ich muß hier, ihn laut werden zu lassen. Eine von den „Grünen" heraus: ihn fragt: „Sakrer wie heißt?" Ich ihn erklärend: „Ist es hier jemand?" —

Wie oben in dem Dorf. Weiß kommt ein Trupp Mädchen herein. Wasen — Bademänen — Kuante — Fest schen. Doch aber ihr's anders. Ich konnte mich nicht genug wundern, wie die mildere Weise unserer Schwäbinnen plötzlich so lieblich wurden und lauscen konnten mit den Kleinen. Geiffe Trudie kommen aus dem Dorf heraus, so daß uns trotzdem Weihnachtsmenschen selbst wieder fröhlich uns ihen wurde. Ein kleines Schelmchen kreischte um mich herum. Schon wieder bei der Bank. Endlich heit es Mar — kommt heran und zeigt die Guiten. Ich freudig heute zur Schwäbin Gerhardt. Da schmiegt's sich für einen Augenblick dicht an mich, und keine Kunst trachten zu mir auf. Wie herbei Kinderbeil wie musikal! Doch jahen lerinnel's wieder mit den anderen im Wasen. Bei die Schwester zum Nachbeilen ruft. Die Kätzchen lecken noch zum Stunden gelangen wohl zeitenal. — Wie heißen wieder Kinnel, wo man Schnellzüg wieder besser. Man wieder langen wie — und wollen gar nicht lehen, wie der Zeiger unbarmherzig weiter rollt. „Sei nicht Narrchen!" Als letzten Lieb sollte wieder diese Weise klingen. — Dann der Abschied — Wie man uns bedrückt! Aus den Augen dieser trauerscharen, einsamen Menschen leben wie ihren Dank, ihre Freude, für die sie keine Worte fanden. Wir aber schlichen, Kinder, — wir — wir — ich weiß es wirklich nicht. „Diese drei Stunden haben uns für die unsoeleischen Strapazen schrecklich entschädigt!" — So meinte Kameraden. Und wieder „Auf Wiedersehen!" kam so recht aufrichtig aus tiefstem Herzen. Wir schrieben, aber ein Einzelbrief bedeutete heute an den Schwesternsalonen zurückfeisen. — Unsere Herzen waren noch nicht fingerlöse. So kamen auf der Rückfahrt noch mehrere Liedchen. Ich hab' ein Kameraden. Ich Frau Ich mir hab, als wir ausstiegen kamen. — Schnell zur Stubenhelmel — die heute ist wer! „Wer? Nach anel Stunden an Dich kommen." Ich hab' Ihnen Geiffe verrieben." So sie einel Nur bleiben kann ich so nur aufstehen? Und mit Kameraden Kinnen ich nicht lehen Kinnen ich an. Und wir singen den ganzen Abend unsere hellen lieben Lieder. Wirklich schwer der Abend über den kreuzkameraden Mahl, als nicht so Freude der nächtlichen Kämpfe.

Der neue Tag hat Kinnel Kameraden, als wir das Heimat-Bierchen vor Kinnen haben. Wir aus der Heim auf leichten Schuhen heimwesenen und Fühl Dorf, Wasen und Mar. Ich in Gemeinschaft mit Ihnen Kameraden wieder wie leinen Glanz. Die neue Kante aber wird wohl noch ein an Jahr in andere Kameraden und so lehn und friedlich verlaufene Kameraden erinnern.

Also ich verabschiedeten im Jahre des Heils 1827 am 29. im Lenzing.

Der Chronist: Johannes Martin.

Feste feiern

Was hat man aus dem Wort gemacht! Wie haben gemal „junge Menschen" es verzerrt und verdreht! Ein „Feste feiern" ist es bei ihnen geworden. Es feiern in seid, wenn man das heißt. Und wie die heute, die in „Feste feiern" —

Am Kaffeetisch sitzen sie, ihr habt, um Ostern mit allen zu feiern, die ich lieb habe: Eltern und Geschwister. Ich habe mich her Platz, um uns unsere Festschreibe um ersten, um besten sollen ausstrahlen lassen? Mir dem Bahnsteig in Saarbrücken Trubel, lautes Gerede, Geflüster, Gerüchte.

„Wunderdoofer" (oder Zieglel???), Kuefiel, Gisel, Fritzer Mar, Fritzer Sofe, Dämper oder Kiffel, Ihnb ins „Tannen" Stückefisch, Ahlen Hewie XV. Na jet Es tat einem weh. Junge Mädchen, junge Burschen, jogen aus, um Ostern zu feiern. Ich lebe zu Hause. Ich wollte aus dem Geschäftem ein hübsches Osterfeuche, Oberglaube, Oberstichen herausholen. Ich fand nichts. Es war alles so leer und einsam wie eine trauriger Sonde, hämische Freude: Geiffe, Ich, Geschrispuli, Geiffe da, Zugeschlossen, nun lasste ich fort von dir, nun weiß ich mich zwei Tage nicht quälen können.

O das kommt ich gut verstehen. Es gut, denn es geht mir ist ebenso. Wer kann es ich ist Ostern wissen wie man ja, so nah nicht andere dieses Fischen von dem Alltag in Sagen leite.

Ja, die ihr so Ostern gefeiert habt, seid ebenfalls Handel ihr die Entspannung, die Ruhe, das Geistliche, Kuf- und Ostern und Kinnen mir eine Ostern? Ihr fandet ihr das in diesem Lauten Heraussliehen? Ich möchte so gerne, doch ihr „Nein" jagen könntet. Aber ich bin so Heraus. Sein ebenfalls! Jetzt ist nicht einen verloren? Verloren, wo ihr gewinnen wollte? Sagt, wäre es nicht schöner gewesen, wenn ihr Ostern geiffelt hätteet mit einem ein, wenn ich Geschrispuli? Ich sie unerlen auf euch? Glaubt es mir. Ein Ostergang mit ihnen hätte euch sicher leicht und sich gewachsen Lacht nicht, und sagt, ich sei altmodisch.

Ich bin auch ein junger, hungriger Mensch und kann mir Ostern auch nicht gut denken ohne einen Gang durch den Wald, über Feld und Wiese. Aber ich kann euch aus Erfahrung sagen: Es ist schön, mit den Menschen zu wandern, die ich mir gehören. Das ist reine Freude, tiefe, stille, große Freude ohne laute Reden, ohne Geschrispuli, ohne Eiersuchtscheiben, ohne Kleinlichkeiten.

Probiert es im Pfingsten. Ihnb ganz wunderbar, ich ist nicht recht habe. K.

Die blaue Blume

Eine Frühlingsweise.

Von B. Göringer-Hermandsdorf.

Ich habe den Berg erklommen, der über der Heimat macht. Denn es ist frühling, und die Welt wogt in Blüten und Sonne. Winter war der Wendel, die großen Wendepeit vom herrlichen Sterben zur Wiederlichen, traulichen Wiederkehrung. Das ewige Wollen und Werdegeheimnis wollzog sich neu: das unerforschliche Geheimnis vom Vergehen zum Wiedererstehen. Aus der Blumen ward das Wunder: aus dem Tode keimt das Leben.

Und die blaue Blume blüht. Wie? Fragt Gelehrte, Schwätzer und Spötter. Die blaue Blume findet, den schlägt kein Winter mehr eine Wunde, der hat das Wunder immerfort: das leidvolle, unsäglich heilende, immerwährende Leben auf immerdar. Blaue Blume, wo bleibst du? Im Rosenhain am Morgen

Frühlingsfahrt

Mit Lautenklang und Wonnesang
Zieh' ich durch die Auen.
Mit Sonnenschein und Blüten fein
Will ich den Frühling schauen.

Im Mittelmarsch, wohl heimlich sacht
Kam er ins Land gestiegen;
All Sorgenleid ein Traumgleit
Sind da von dannen zogen.

Da wird ich blos, wo Blumen blühn,
Wo Lerch und Nachtigall
Im Bergesluft und Waldesduft
Dem Herrgott Dank zu lagen.

Martin G.

rein? Im Waldwasser? Im Mägdleichenbog? Der Wundern der Ferne? Nein! Nein! Nur bei ein Geschenk Gottes, das kein Menschenherz ergründen mag?

Nirgendwo ist der Frühling so schön wie am Hügel der Heimat. Denn hier ist Sonne und Sommer und Blüten, feierlich lässt der Wald seinen Sonnengesang in die Weltenstille, traumhaft dämmern die Wiesen in unendlicher Ferne. Stille Menschen wandeln sich in den Grünen. Gebanne gehen wie Spielzeuge auf den weichen Pfaden. Andere, andere schlägt eine Glocke an und der Lust verschwistert sich den tausendfältigen Begeistrungen wie dem schrillenden Grillengesang. Wie ein geheimnisvolles Lied ist der Glockenschlag im Lied der Lebendigen. Herz, hörst du was hell? Es ist ein Geheimnis, ein Geheimnis, ein Nimmermehr. Denn er ist Kraft und dringt durch alle Welten und Weiten wie ein Stein, ins Meer geschleudert, seine Kreise immer weiter ziehend, jede. Das Geheimnis der Unendlichkeit geht mir auf. Lag der Tod nicht schon immer in der Glocke? Daß der Klippel an einmal weckte, ist eine Frage. Es war so viel Ewigkeiten und wird in Ewigkeiten dauern, wenn auch nur Sekunden. Ich bin ein unvollendetes. Ich weiß ich: Das Werden der Welt atmet den Sinn der Ewigkeit; nur mein leibliches Sinnliches hat ich begrenzt. Aber mein Geist ist ewig, wenn ich ihn zugehen zum Ewigkeit zu Ewigkeiten. So ist auch mein Geist ewig und unendlich, und er Ewiges denken und wenden, fühlen und formen kann?

Ich das vielleicht die blaue Blume, die meinen wohl Geheimnis geheimt und noch heute geheimen hat?

Hingegeben an das Geheimnis dieses Wunders wore und lebe ich nicht mehr mit Sinnen, sondern mit der Seele. Mein ganzes Dasein geht auf im großen Weltgeiste, der in allen Wesen wittert, im Wunder zu gut wie in der Königstrone, die am Steinsiedeln dort ihre geheimnisvolle Schönheit auftut. Ich wie ich lebe, hat alles beinsellen Zug, beinsellen Sinn: der Sonne entgegen! Denn wohin? Der Wärme! Dem Licht! Der Stille! Wohin wie ich, ich, es lagen oder verschwinden. Ihr Drang zerreißt sie: alle lieben die blaue Blume, alle verwundet, alle wund, alle von dem nämlichen Geiste beseelt? Ein Heiligen hilft mir ein, der Frang von Assisi: „Bruder Sonne", „Schwester Stärke", „Bruder Fisch", „Freund Eichhörnchen", „Mutter Tanne", „Schwester Blüte", „Bruder Gewissen". Ich es anders? Und vielleicht ist nur der Unterschied, daß der Mensch allein fähig ist, das Wunder der Allverwandtschaft zu begreifen. Und vielleicht ist das seine höchste Würde und Weihe, verbunden mit dem Willen, zu allen Wesen recht brüderlich und schwesterlich zu sein, bedrohen zu leinsgesellen. Das Wesen dieser Welt ist entgleichert sich: „Du selbst besinnen Nächsten bleiben wie doch selbst." Denn sich dein Nächster, weil in allen das gleiche Wesen ist wie in dir. O Herz, herz, du das Weltenherz, das liebenden Vaters Wesen? Mitvater? Dein Vater, der Mutter Natur, der Grashalmes Vater, der Sternlein Vater, deines Vaters Vater, deiner Liebenden Vater — aller Wesen Vater: Mitvater, in dem wir sind und leben.

Das Geheimnis der Liebe liegt offen vor dem Sonnenauge dieses heiligen Frühlingsmorgens. Alle Wesen atmen: „Du warst nur — Das bist du". So sind wir alle Kinder. Ist die blaue Blume?

Vater . . . das ist das Geheimnis Gottes. Sohn ist das Wesen Vater gleich an Liebe, das ist der Sinn des Seins. Ich sehe eine Sonne über mir, die nicht kann als leuchten, wärmen, Glanz verbreiten und Liebe spenden. Niemals jenen lösende Blitze aus ihr, niemals wirft sie vernichtenden Hagel, niemals schadet sie mit Schatten und Finsternis.

Licht, Liebe und Wärme ist ihr Wesen immerdar. So ist die Sonne Sohn in Wahrheit wie der Vater und eins mit ihm.

Ich aber weiß: Außer dieser einen Sonne, die ich lebe, können tausende von anderen Sonnen durch das unermeßliche Weltall kreisen. Und Millionen Sonnen und Sterne, Milchstraßen und Monde am Ich, sind jede ich wie der Vater, nur Liebe, Licht und Wärme.

Ich, was nützt mich die Kenntnis der zahllosen Weltenkonnen, wenn ich von ihrem Wesen nichts weiß? Kenntnis ist nichts — Schall und Rauch. Erkenntnis ist allein, daß ich weiß, wie ich die Sonnen sind, macht mich reich und glücklich: Licht, Liebe, Wärme. Vater . . . Sein Atem erfüllt das All. Auch mich strebt seines Wesens Hauch im Scheine der sprossenden Frühlingssonne.

Ich fühle seinen Willen: Licht, Liebe, Wärme. Gehe hin und in wie die Sonne. So wirst du Sohn dein eins mit dem Vater.

Ist das die blaue Blume?

Wunderbar bin ich tief in den Urwald gekommen. Mannshohe Farren umschließen mich. Feierlichen Ernst, wie unsinnig mich. Still und dunkel dämmert der Wald. Nur ein wenig die Sonne mich, denn ich weiß, daß sie weichen über den Riesenwipfeln steht; und ich habe sie auch im Herzen: Licht, Liebe, Wärme.

Ich bin allein im Wald, mutterseelenallein. Allein wie die Seelen der einen einsamen Mutter am Wege. Allein: allein und eines zugleich; denn ich bilde den Kreis in mir.

Vor einer geitigten Rieientanne hebt mein Ich. Hoch in einem Wipfel hängen Nester. Es kommen die Zaunkönigkinen und drohnte zu Boden. Es wohnt und nudert die Nächtige wie eine Heldenleiche, bis sie ihre Jungen kommen. Wer weiß, wie lange sie? Ewiges Werk- und Werdegesetz kündet sich wieder — aus der Wunde ward ein Wunder: sich auf dem Tode kommt ein Mutter gesetzt, eine Brückender Zäunling mit zitternden Wipfelrisel der Sonne zu, der Sonne.

Die Kraftne wuchse jallen, damit sich Sprießing Boden hat. Vergehen zum Wiedererstehen — ewiges Werk- und Werdegesetz . . . Wer ist, wer hat der diesem Zäunling das Leben gab? Und wie ergeben sich die die mütterende Mutter.

Kenntnis ist nichts; Erkenntnis ist alles.

Ein Neues weiß ich: Alle Liebe macht aus Leid, aus Leiden Freude, aus Tod Leben. Oder ist nicht alles eins? Wir nennen es nur so: Liebe, Leid — Leben, Tod. Aus Vaters Hand ist alles. Und so muß alles Licht und Leben, Wärme und Wärme sein.

Und nichts geht verloren. Geist und Kraft sind immer da und schaffen. Und wo wir Tod nennen, ist nur ein Wandel zu höheren Leben, zu Licht und Wende zur Neuwerdung. Denn wo keine Wende, kann kein Wunder geschehen. Wende, Wunder, Wunder. Es ist immer nur ein Wort, ein Sinn, ein Geist.

Ein unsäglich seliges Geborgensein überkommt mich. Ich weiß mich ganz in Gottes Hut, in Vaters Hand.

Bevor ich ins Tal der Menschen und Mühen niederfahre, reiße ich mir ein Blümchen von der Sonnenbahe des Frühlingsmorgens.

Wunder Gramit haben mich zum Sitzen ein.

Einst wird es anders: An einer Wende liegt wieder leicht Bruder Granit auf mir. Was ist's? Ich unten aber ich — ich und heuniger Hahn aber im Himmel einer Fühlen Gerüst, wir sind immer und überall Vaters Hand.

Und so ist es nur eine Wende — eine Wunde, und daß ein Wunder werde: Vergeben zum Neuerstehen. Geist daß, Bruder Granit!

Deutsche, Schwestern Kamerad! Ueberlistiene deine Mit mit Licht, Liebe, Wärme! Segne, segne, segne, die alle unsere Söhne des Vaters hab, Brüder und Schwestern.

Wohl: die blaue Blume fand ich nicht, aber ich meine, wo sie blüht.

Der bisherige Schriftleiter der „Neuen Jugend", Herr Johannes Martin, ist infolge seiner ehrenvollen Rufe den Hochwürdigsten Herrn Bischofs nach Trier gelegt und wäre infolgedessen die Schriftleitung niederlegen. Es ist dem Verlage und der Redaktion der „Saarbrücker Landeszeitung" ein Bedürfnis, auch an dieser Stelle herrn Kaplan Martin für seine hingebende und erfolgreiche Arbeit im Dienste der „Neuen Jugend" herzlichsten Dank zu sagen.

Die Schriftleitung ist wieder in meine Hände übergegangen. Alle Schreiben und Manuskriptsendungen bitte ich an die Redaktion der „Saarbrücker Landeszeitung" zu senden. **K. Schlinker.**

Druck: „Saar-Zeitung", Saarlouis